



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2012

Der betriebsame Mensch: ein Bericht (nicht nur) aus der Werkstatt

Bänziger, Peter-Paul

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-73327>

Journal Article

Accepted Version

Originally published at:

Bänziger, Peter-Paul (2012). Der betriebsame Mensch: ein Bericht (nicht nur) aus der Werkstatt. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 23(2):222-236.

1 Weder menschlicher Motor noch gestresster Manager

Am 14. Januar 1956 schrieb eine 16-jährige Oberstufenschülerin der Aachener Handelsschule: „Jeder Mensch braucht nach seiner täglichen Arbeit Entspannung. Er muß dann wieder neue Kräfte für den folgenden Arbeitstag sammeln.“² Wie Tausende von Kindern und Jugendlichen lieferte sie mit ihrem Text das Material für die groß angelegte Studie *Jugend im Erziehungsfeld*, welche die beiden Erziehungswissenschaftler/innen Elfriede und Wilhelm Roeßler Mitte der 1950er Jahre durchführten.³ Die Aufgabe bestand darin, einen Aufsatz zum Thema „Nach der Arbeit“ zu verfassen. Die Fragestellung schlug damit eine Tagesstruktur vor, die in den Jahrzehnten davor zur Norm und Normalität geworden war: die Unterscheidung von Arbeitszeit und „freier“ Zeit. Die Forderung, den Arbeitstag zu verkürzen, die zunächst nur ein Anliegen der Arbeiterbewegung gewesen war,⁴ hatte in den west- und zentraleuropäischen Staaten seit dem späten 19. Jahrhundert eine immer breitere Unterstützung gewonnen.

Orientiert an physikalischen Modellen der Thermodynamik argumentierten Vertreter/innen der aufkommenden Arbeitsphysiologie, die Arbeitenden seien nicht einfach „faul“ und „arbeitsscheu“, wie es der moralisierende frühe Diskurs über die „soziale Frage“ um die Mitte des Jahrhunderts behauptet hatte.⁵ Vielmehr führe jede Tätigkeit früher oder später zu Ermüdung. Die Hoffnung, diese durch das Einnehmen bestimmter belebender Substanzen überwinden zu können, erfüllte sich nicht. Es setzte sich die Ansicht durch, die Ermüdung markiere die absolute Grenze der Leistungsfähigkeit des Körpers, die langfristig nur um den Preis von Krankheit und abnehmender Produktivität überschritten

1 Ich danke Malte Bachem, Brigitta Bernet, Eneia Dragomir, Franz X. Eder, Jan Kiepe, Eveline Müller, Nicole Peter und Reinhard Sieder sowie meinen Kolleg/innen aus dem Arbeitskreis für Körpergeschichte und den Tagungs- und Kolloquiumsteilnehmer/innen in Bochum, Wien und Zürich für Hinweise und kritische Kommentare; Li Gerhalter (Sammlung Frauennachlässe, Wien) und Almuth Leh (Roeßler-Archiv, Lüdenscheid) für die Beratung während der Archivrecherchen.

2 Roeßler-Archiv (RA), Handelsschule Aachen Oberstufe, Thema „nach der Arbeit“, Nr. 110 (meine Nummerierung). Die Orthographie und die Zeichensetzung der Originale wurden leicht überarbeitet, alle Namen anonymisiert.

3 Wilhelm Roeßler, *Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart*, Düsseldorf 1957; vgl. auch Heinz Abels/Heinz-Hermann Krüger/Hartmut Rohrmann, „Jugend im Erziehungsfeld“. Schüleraufsätze aus den fünfziger Jahren im Roeßler-Archiv, in: BIOS 1 (1989), 139-150.

4 Gary S. Cross, *Work Time*, in: Peter N. Stearns, Hg., *Encyclopedia of European Social History from 1350 to 2000*, vol. 4, New York 2001, 501-511, 503 f.; Anson Rabinbach, *Motor Mensch. Energie, Ermüdung und die Ursprünge der Modernität*, Wien 2001, 245 f.

5 Vgl. dazu Robert Castel, *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*, Konstanz 2008, Kapitel V.

werden könne. So heißt es beispielsweise 1903 in einem Artikel über „Die Ruhe als Heilmittel“ in der populären, in Zürich erscheinenden Illustrierten *Die Schweizer Familie*: „Schon in normalem Zustande wird ja jeder lebendige Körper von einem gesetzmäßigen Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe beherrscht. Die durch die Tätigkeit verbrauchte Kraft erneuert sich in den Pausen. Wird das durchschnittliche Arbeitsquantum einmal überschritten, so macht sich auch sofort ein vermehrtes Ruhebedürfnis geltend. Da im übrigen auch für einen gewissen Reserve-Vorrat an Kraft in den Geweben gesorgt ist, so läuft der Organismus erst dann eine wirkliche Gefahr, wenn das Gefühl der Uebermüdung absichtlich wieder und wieder ignoriert wird. Andauernde Erschöpfung, Schwindel, Ohnmachten, die sich in solchen Fällen einzustellen pflegen, sind Alarm-Signale, daß der Organismus in seinem Bestande bedroht ist.“⁶

Weil die Ermüdung also den Körper vor irreversiblen Schädigungen schützte, wurde sie nun zunehmend positiv zu bewertet. Die Forderung, den Arbeitstag zu verkürzen, erhielt damit eine naturwissenschaftliche Begründung und konnte auf dieser Basis entpolitisiert werden.⁷ Mit naturwissenschaftlichen Argumenten konnten jedoch nicht nur die Anliegen der Arbeiterbewegung unterstützt werden, sondern auch die in jener Zeit weit verbreiteten kulturpessimistischen Vorstellungen. Entsprechend dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik wurde die Ermüdung als potentiell endgültig betrachtet. Insbesondere der Körper des bürgerlichen Mannes, der im Lauf des 19. Jahrhunderts unter großem diskursivem Aufwand stabilisiert worden war,⁸ musste sich nun mit einem neuen, bedrohlichen Szenario arrangieren.

Das Echo der thermodynamischen Vorstellungen und Begrifflichkeiten ist auch in den Aufsätzen aus dem Roeßler-Archiv und in Briefen und Tagebüchern von Jugendlichen und jungen Erwachsenen seit den 1920er Jahren deutlich wahrzunehmen. Immer wieder ist von „Entspannung“ die Rede und es werden zahlreiche Praktiken geschildert, die der „Erholung“, aber auch der Erhaltung körperlicher Anpassungsfähigkeit dienen sollten: Die Schreibenden betrieben Sport – „damit ihr Körper elastisch bleibt“,⁹ sie gingen spazieren, in die Kneipe oder ins Kino oder verbrachten den Feierabend im Garten oder beim Gesellschaftsspiel im Kreis der Familie. Hingegen fehlen Hinweise auf jene Angst vor

6 H. Bolchert, Die Ruhe als Heilmittel, in: Die Schweizer-Familie. Illustriertes Wochenblatt X/29 (30.5.1903), 458-459, 458.

7 Vgl. zu dieser Thematik allgemein Rabinbach, Motor; Philipp Sarasin, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt am Main 2001, 314 u. 321.

8 Vgl. dazu die grundlegende Studie von Sarasin, Maschinen sowie Philipp Felsch, Laborlandschaften. Physiologische Alpenreisen im 19. Jahrhundert, Göttingen 2007; Maria Osietzki, Körpermaschinen und Dampfmaschinen. Vom Wandel der Physiologie und des Körpers unter dem Einfluß von Industrialisierung und Thermodynamik, in: Philipp Sarasin/Jakob Tanner, Hg., Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1998, 313-346; Rabinbach, Motor, 175 ff.

9 RA, Handelsschule Aachen Oberstufe, Nr. 106.

dem „Wärmetod“, der die bürgerlichen Debatten im *fin de siècle* geprägt hatte.

Es wird zu untersuchen sein, inwiefern sich dieser Unterschied auch auf die medialen Besonderheiten der Ego-Dokumente und/oder auf die Klassenzugehörigkeit der Schreibenden – es handelt sich ausschließlich um Arbeiter/innen und Angestellte – zurückführen lässt. Zweifellos kam es im fraglichen Zeitraum aber auch zu grundlegenden Veränderungen des gesellschaftlichen Kontextes. Aus körper- und wissensgeschichtlicher Perspektive wurde in jüngerer Zeit argumentiert, dass den Beschreibungen arbeitender Menschen spätestens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr die Vorstellung eines ermüdenden Motors zugrunde lag. Neben kybernetischen und adaptionstheoretischen Vorstellungen führte etwa, wie Brigitta Bernet und David Gugerli argumentieren, nicht zuletzt die Humankapital-Theorie zu einer Rekonfiguration von Körperbildern und Selbstverhältnissen seit den 1950er Jahren.¹⁰ Der Körper wurde zunehmend als individuell regulier- und optimierbares System beschrieben, das seine dynamische Stabilität bewahren muss, indem es unablässig durch therapeutische und andere unterstützende und optimierende Techniken der Selbstbearbeitung reguliert und an die sich verändernden Umwelten angepasst wird.¹¹

Wir wissen also einiges über die Konzeptionen arbeitender Körper in den vergangenen Jahrzehnten. Doch inwiefern passen diese Beschreibungen auch auf die Texte aus der Sammlung Roeßler? Hier ist Vorsicht angebracht, denn die Berufsschüler/innen betrachteten sich offensichtlich weder als optimierbare Kapitalanlagen, noch waren sie im heutigen Sinne gestresst.¹² Wie ich bereits angedeutet habe, eignet sich auch die Metapher des menschlichen Motors nicht, um die Selbst- und Körperverhältnisse dieser Azubis zu beschreiben. Die Vorstellung eines erholungsbedürftigen Körpers ist in ihren Texten zwar häufig zu finden, der Umgang damit war jedoch sehr vielfältig und beschränkte sich keineswegs auf Praktiken, die sich an einem thermodynamischen Modell orientieren. Dass Ruhe wichtig sei, wird von der Mehrzahl der Schreibenden bejaht. Sie stand nun aber kaum mehr im Zentrum der „freien“ Zeit, was nicht zuletzt der eingangs erwähnte Berufsschulaufsatz belegt: „Viele Menschen“, so schreibt die Verfasserin im Anschluss an die schon zitierte Textstelle, haben „ein so-

10 Brigitta Bernet/David Gugerli, Sputniks Resonanzen. Der Aufstieg der Humankapitaltheorie im Kalten Krieg – eine Argumentationsskizze, in: Historische Anthropologie 19/3 (2011), 433-446; vgl. auch Claus Pias, Wie die Arbeit zum Spiel wird. Zur informatischen Verwindung des thermodynamischen Pessimismus, in: Ulrich Bröckling/Eva Horn, Hg., Anthropologie der Arbeit, Tübingen 2002, 209-229; Ruth Rosenberger, Experten für Humankapital. Die Entdeckung des Personalmanagements in der Bundesrepublik Deutschland, München 2008.

11 Für eine Skizze der Geschichte von Therapeutisierungen im 20. Jahrhundert vgl. etwa Peter-Paul Bänziger/Annika Wellmann, Problemgeschichten. Zur Struktur und Genealogie massenmedialer Beratungskommunikation im späten zwanzigsten Jahrhundert, in: Psychotherapie & Sozialwissenschaft 13/1 (2011), 99-117, 112 ff.

12 Zur Geschichte des Stress vgl. Patrick Kury, Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout, Frankfurt am Main/New York 2012 (im Druck).

genanntes Hobby. [...] Ich verbringe [...] die Zeit nach der Arbeit gern mit Handarbeiten oder auch im Sommer im Garten.“ Nicht zuletzt gehe sie auch „gern Vergnügungen nach“, wie dem Besuch eines Kinos oder einem „Stadtbummel“.

Solche Äußerungen weisen darauf hin, dass nicht einfach ein Gleichgewicht zwischen Verausgabung und Erholung hergestellt werden sollte. Diese Jugendlichen und jungen Erwachsenen waren nach dem Arbeitstag zwar müde, sie beschrieben sich aber nicht – oder zumindest nicht nur – als erschöpft und ausgelaugt. Sie benötigten keine „Ruhekur“, wie sie „neurasthenischen“ Patientinnen und Patienten und anderen bürgerlichen Kranken als Praktik während des Aufenthalts in einer Höhenklinik verschrieben worden war und die auch auf den Ratgeberseiten der populären Illustrierten des frühen 20. Jahrhunderts häufig empfohlen wurde. „Daß ein Kranker vor allen Dingen der Ruhe bedarf,“ hatte es damals etwa in der *Schweizer Familie* geheißen, „ist eine jener Wahrheiten, die in der Theorie widerspruchslos zugegeben werden, gegen die aber in der Praxis unendlich viel gesündigt wird.“¹³ Auch die Verfasser/innen der hier untersuchten Ego-Dokumente legten sich ins Bett, wenn sie krank waren – aber nicht ohne die so erhaltene „freie“ Zeit auszunützen: „Verbringe [...] den Tag mit Italienisch lernen und lesen“, schrieb ein Mitarbeiter einer Handelsfirma aus Linz im Frühjahr 1949 an seine Verlobte, als er wieder einmal eine Erkältung hatte, „[u]nd gewinne dem ganzen eigentlich recht viel Geschmack ab. Morgen werde ich mich aber wieder in die Arbeit stürzen.“¹⁴ Auch der bürgerliche Diskurs der Mäßigung¹⁵ spielt in ihren Texten allenfalls eine marginale Rolle.

Wie also können die Selbstbilder und -praktiken dieser Azubis, dieser arbeitenden, konsumierenden und im Familienkreis Karten spielenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen beschrieben werden? Sowohl die Körper- als auch die Wissensgeschichte lassen uns hier weitgehend im Stich, denn es reicht nicht, lediglich von einer sukzessiven Verschiebung vom Erholung suchenden menschlichen Motor zum sich selbst optimierenden „Managersubjekt“ im Laufe des 20. Jahrhunderts auszugehen. Die gesellschaftlichen Veränderungen in diesem Zeitraum sind schlicht zu bedeutend. Aus wissenschaftlicher Perspektive gibt es zwar durchaus erste Forschungen zu diesem Zeitraum, doch wurde die Frage nach Körper- und Selbstverhältnissen bisher kaum gestellt.¹⁶ Dasselbe gilt für die Arbei-

13 Bolchert, Ruhe, 458.

14 Sammlung Frauennachlässe (SFN), Nachlass 108, Brief vom 14.3.1951, 2.

15 Vgl. dazu Sarasin, Maschinen, bes. 225 ff.

16 Zumindest teilweise eine solche Perspektive nehmen u.a. ein: Jakob Tanner, *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950*, Zürich 1999; Ulrich Bröckling/Eva Horn, Hg., *Anthropologie der Arbeit*, Tübingen 2002; Philipp Sarasin, *Die Rationalisierung des Körpers. Über „Scientific Management“ und „biologische Rationalisierung“*, in: ders., *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt am Main, 61-99; Karin Harrasser, *Extensions of the working man. Von der Passung zum „passing“*, in: Gabu Heindl, Hg., *Arbeit Zeit Raum. Bilder und Bauten der Arbeit im*

tergeschichte und die Historiographie der Arbeit.¹⁷ Die Körper- und die Geschlechtergeschichte fragten bisher hauptsächlich nach den Auswirkungen der Gesundheitspolitik, sie befassten sich mit Körperkultur und Sport, Emotionen, Sexualität und Intimbeziehungen sowie mit der Nationalisierung, dem Wohnen und der Konsumgesellschaft. Der arbeitende Körper hingegen wurde nur am Rande thematisiert.¹⁸

Das hier vorgestellte Projekt will einen Beitrag zu dieser Geschichte leisten. Mit der Perspektive von Arbeiterinnen und Arbeitern und männlichen und weiblichen Angestellten wählt es aber eine andere Perspektive als die meisten bisher publizierten Arbeiten, die sich hauptsächlich auf (populär-)wissenschaftliche Quellen stützen. Auch wenn damit zweifellos vielfältige Einblicke in die Geschichte von Körperpraktiken und Selbstbildern möglich werden, beschränkt sich die Reichweite doch tendenziell auf die Perspektive des Bürgertums und der wissenschaftlichen „Eliten“. ¹⁹ Da deren Diskurse großen Einfluss auf die Lebens- und Selbstverhältnisse der Arbeitenden hatten, beabsichtige ich keineswegs, eine Gegengeschichte zu schreiben. Es geht mir vielmehr darum, eine ergänzende Perspektive einzunehmen, die unter anderem durch die Analyse von Ego-Dokumenten ermöglicht wird. Mit dieser Quellengattung lässt sich insbesondere die Prozesshaftigkeit der Produktion von Körpern und Subjekten nachzeichnen, da es sich dabei um in der Zeit selbst seriell angefertigte Dokumente wie Tagebücher, Korrespondenzen oder die bereits zitierten Schulaufsätze handelt.²⁰ Ergänzt wird dieser Korpus durch die systematische Auswertung populärer Periodika wie der bereits erwähnten *Schweizer Familie* oder der *Arbeiter Illustrierten Zeitung* sowie von Filmen, Ratgeberbüchern und Belletristik, auf die in den Ego-Dokumenten verwiesen wird. Dadurch können die Effekte der medialen Besonderheiten der einzelnen Quellengattungen besser kontrolliert werden.

Folgende Fragestellung bestimmt meine Untersuchung: Wie lassen sich das Selbst- und Körperver-

Postfordismus, Wien 2008, 34-61; Karsten Uhl, Die Geschlechterordnung der Fabrik. Arbeitswissenschaftliche Entwürfe von Rationalisierung und Humanisierung 1900-1970, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 21/1 (2010), 93-117; Timo Luks, Eine Moderne im Normalzustand. Ordnungsdenken und Social Engineering in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in diesem Band; Noyan Dinçkal, "In die seelische Struktur des Sportmanns eindringen" – Sport als psychotechnische Versuchsanordnung, in: Franz Bockrath, Hg., Anthropotechniken im Sport, Bielefeld 2011, 153-174.

17 So beispielsweise bei Peter Hübner, Arbeitergeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11. 2.2010, <https://docupedia.de/zg/Arbeitergeschichte?oldid=75504> (26.11.2011).

18 Vgl. hingegen neuerdings Lars Bluma/Karsten Uhl, Hg., Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2012, 35-74; auch Peter-Paul Bänziger/Simon Graf, Körpergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine „materielle“ Geschichte der Industrie und Konsumgesellschaften zwischen Wissensproduktion und Differenzdiskursen, in: Traverse 1 (2012), 101-118 sowie das Forschungsprojekt „Projekt Arbeit: Erwerbskrisen, Arbeitswissen und Subjektivierungsweisen (Schweiz 1890–1950)“ von Daniela Saxer (Berlin/Zürich).

19 Vgl. dazu Klaus Dörre, Kapitalismus, Beschleunigung, Aktivierung – eine Kritik, in: ders./Stephan Lessenich/Hartmut Rosa, Hg., Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte, Frankfurt am Main 2009, 181-204, 198 ff.

20 Aus beträchtlichem zeitlichem Abstand verfasste Texte wie Autobiographien werden nicht zuletzt aus diesem Grund nicht berücksichtigt.

hältnis beziehungsweise die Praktiken der Selbst- und Körperbearbeitung junger Arbeiter/innen und Angestellter in den „fordistischen“ Industrie- und Konsumgesellschaften²¹ im deutschen Sprachraum vom ausgehenden 19. bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhundert beschreiben? Die Perspektive Jugendlicher und junger Erwachsener zwischen „13 und 30“ wird rekonstruiert, weil damit jene Subjekte und Körper in den Blick geraten, deren Konstitution von den Bedingungen jener Zeit am direktesten beeinflusst wurde. Habituelle Prägungen aus der Zeit der Industrialisierung, die bei älteren Arbeitenden unter Umständen berücksichtigt werden müssten, dürften hier eine eher unbedeutende Rolle gespielt haben, auch wenn intergenerationelle Tradierungen nicht von vorne herein ausgeschlossen werden können.²²

2 Der betriebsame Mensch an der Arbeit und in der Freizeit

Astrid Kusser hat kürzlich darauf hingewiesen, dass schon in Hans Ostwalds 1905 erschienenem Bericht über die *Berliner Tanzlokale* „die Energie, die beim Tanzen aufgewendet wurde, nicht den Gesetzen der Thermodynamik zu folgen“ schien. „Im Gegenteil könne der Arbeiter [...] gerade deshalb wieder weiterarbeiten, weil er die ganze Nacht getanzt habe.“²³ Ostwalds Darstellung ist zweifellos erstaunlich, wenn man sie im Kontext der oben beschriebenen Ermüdungsdebatte betrachtet. Viel eher wäre eine Formulierung zu erwarten gewesen, wie sie zwei Jahre später von einem Berliner Betriebsleiter in einer Umfrage geäußert wurde: „Wenn wir mit unseren Leuten nach normalem Arbeitsschluß einmal ein Fest feierten, so konnten wir beobachten, daß sie munter darauflos tanzten bis in die frühe Morgenstunde. Dies würden wohl Leute, welche zu stark ermüdet sind, nicht tun.“²⁴ Neben dem Diskurs über die Ermüdung klingt hier wohl auch der alte, moralisch motivierte Verdacht an, die Arbeitenden seien faul und strengten sich zu wenig an. Ostwalds Argumentation schlägt eine völlig andere Richtung ein. Die Frage nach der Ermüdung spielt hier keine Rolle mehr, geschweige denn eine moralisierende Verurteilung der Arbeitenden.

Vergleichbare Körper- und Selbstverhältnisse wie die von Ostwald geschilderten, so meine Hypothe-

21 Vgl. dazu Peter-Paul Bänziger, Arbeiten in der „Konsumgesellschaft“. Arbeit und Freizeit als Identitätsangebote um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, in: Bluma/Uhl, Arbeit, 107-134; ders., Der Fordismus als Gegenstand der Körpergeschichte – eine einleitende Skizze, in: Body Politics 2 (2013, im Erscheinen).

22 Vgl. dazu Rainer Gries, Generation und Konsumgesellschaft, in: Heinz-Gerhard Haupt/Claudius Torp, Hg., Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990: Ein Handbuch, Frankfurt am Main/New York 2009, 190-204, 193 f.

23 Astrid Kusser, Körper in Schieflage. Skizzen einer Genealogie von Tanzen und Arbeiten im Black Atlantic, in: Marianne Pieper u.a., Hg., Biopolitik – in der Debatte, Wiesbaden 2010, 275-303, 289.

24 W. Eisner, Die Ermüdung durch Berufsarbeit, in: Bericht über den XIV. Internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie 1907, 583, zitiert nach Rabinbach, Motor, 274.

se, fanden ab dem frühen 20. Jahrhundert zunehmend Verbreitung. Sie schließen an thermodynamisch informierte Deutungsmuster an, wenn sie davon ausgehen, dass eine gleichförmige Tätigkeit, sei sie noch so optimiert, ermüdet. Sie unterscheiden sich zugleich insofern davon, als sie nicht nur die Ruhe – also die quantitative Verminderung der „Tätigkeitsfrequenz“ – als notwendige Ergänzung zur arbeitenden oder sportlichen Verausgabung betonen, sondern vor allem auch die qualitative Unterscheidbarkeit verschiedener Aktivitäten: Arbeiten und Tanzen statt Tätigkeit und Muße. „Working people sought free time, but, more specifically, oppositional time“²⁵, ergänzt Gary Cross in einem bereits 1993 erschienenen programmatischen Text. Mit den Worten „Eigentlich arbeitet man ja immer, aber es ist nicht das Gleiche, [wie] das [, was] wir jeden Tag machen und darum kann man sich dabei entspannen und erholen“, fasst die zitierte Berufsschülerin dieses „aktivistische“ Selbstverhältnis auf anschauliche Weise zusammen.

Einem Hinweis in Siegfried Kracauers Studie über *Die Angestellten* (1930) folgend, möchte ich vorschlagen, die in Ostwalds Bericht wie in den bisher untersuchten Ego-Dokumenten anklingenden Selbstverhältnisse und -praktiken als „betriebsame“ zu bezeichnen. Bereits im 18. Jahrhundert hatte „Betrieb“ für „kaufmännisches oder gewerbliches Unternehmen; lebhaftes Treiben“ gestanden, wovon dann betriebsam im Sinne von „emsig, unternehmend“ abgeleitet wurde.²⁶ Wie etwa Timo Luks zeigt, stellte der Betrieb im hier interessierenden Zeitraum den zentralen Bezugspunkt für die wissenschaftliche Debatte über die Arbeitsbeziehungen dar.²⁷ Was für die Industrialisierungszeit die Fabrik war und für unsere Zeit das Unternehmen ist, so könnte man etwas zugespitzt sagen, war damals der Betrieb. Er war nicht nur ein Ort, sondern zugleich auch ein Vorschlag, wie die soziale Frage im Rahmen der Industrie- und Konsumgesellschaft zu lösen sei.

Als Signum dieser Gesellschaft galt die Massenhaftigkeit: „Wir dichtgesiedelten Millionenvölker des Abendlandes sitzen gleichsam im Gefängnis der Betriebsgebundenheit“, schrieb der Kieler Nationalökonom Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld in seinem Buch über den *Fordismus* (1925), „[...] [i]st doch dieser betriebsgroßtechnische Stil der Produktion offenbar der für unser Leben in Massen zwingend notwendige, gleichsam der massennotwendige Stil“²⁸. Die Metapher des Gefängnisses scheint dabei keineswegs nur in negativem Sinne verstanden worden zu sein. Vielmehr sollte mit ihr die schiere Notwendigkeit bekräftigt werden, die dem Betrieb als Organisationsform der Produktion unter den

25 Gary Cross, *Time, Money, and Labor History's Encounter with Consumer Culture*, in: *International Labor and Working-Class History* 43 (1993), 2-17, 13.

26 Duden – Das Herkunftswörterbuch, 4. Auflage, Mannheim 2006, Lemma „treiben“.

27 Timo Luks, *Der Betrieb als Ort der Moderne. Zur Geschichte von Industriearbeit, Ordnungsdenken und Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2010.

28 Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld, *Fordismus? Von Frederick W. Taylor zu Henry Ford*, Jena 1925, 2.

gegebenen gesellschaftlichen Umständen zukam. Gottl-Ottlilienfeld war weit davon entfernt, eine Form der Produktionsorganisation zu kritisieren, in der er seine paternalistischen Ordnungsvorstellungen optimal verwirklicht sah: Genau auf diese Weise werde „der industrielle Betrieb zu einer Gemeinschaft arbeitsfrohen Dienstes an der größeren Gemeinschaft.“²⁹ Diese „Gemeinschaft“ aller Angehörigen eines Betriebs, die nun gleichermaßen zum Objekt wie Resultat soziologischer Betrachtungen wurde, stand zwischen Arbeit und Kapital, von deren Konflikt die Fabrik der Industrialisierungszeit geprägt war. Das hier etablierte Wissen ergänzte also die vermittelnden Bemühungen der Physiologinnen und Physiologen der Jahrhundertwende auf eine spezifische Art und Weise. Ab den 1950er Jahren sollte dann mit dem Aufstieg der angewandten Psychologie eine dritte Form der Vermittlung hinzukommen, deren Wissen dazu diene, „Individuen“ für eine Arbeitswelt fit zu machen, in der jede einzelne Person zum Unternehmen werden soll.³⁰

Angesichts der Etymologie und Bedeutung von Betrieb und Betriebsamkeit sowie der Debatte um den Betrieb als zentrale Organisationsform der Produktion im Fordismus erstaunt es nicht, dass diese Begrifflichkeit bei Kracauer auch in einem erweiterten Sinne als Metapher für den „Rummel“ an den neu entstandenen Orten des kommerzialisierten (Massen-) Konsums dienen konnte. „Aus dem Geschäftsbetrieb in den Amüsierbetrieb, ist ihre unausgesprochene Devise“,³¹ so beschrieb er die Gestaltung des Feierabends durch Angestellte im Berlin der späten 1920er Jahre. Ganz in diesem Sinne war es denn auch die Absicht von Gottl-Ottlilienfelds Stichwortgeber Henry Ford, „diese Welt zu einem erfreulichen Tummelplatz des Lebens zu machen“,³² wie er in seinem Bestseller *Mein Leben und Werk* (1923) selbstbewusst erklärte. „Wenn wir arbeiten,“ ergänzte er, „müssen wir es ernsthaft tun; genießen wir, dann gleichfalls in vollen Zügen.“³³

Wir sollten allerdings Kracauer nicht folgen, wenn er die Konsumbetriebe in kulturkritischer Manier als „Obdachlosenasylo“ für jene bezeichnet, die „der Quantität nicht enttrinnen“³⁴ können. Solche Vorstellungen sind abwehrende Reaktionen auf eine Gesellschaft, die nicht nur durch neue Produktionsmethoden bestimmt war, sondern auch durch konsumgesellschaftliche Strukturen und Identitäts-

29 Gottl-Ottlilienfeld, *Fordismus*, 33; vgl. dazu auch Thomas Etzemüller, *Social engineering als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze*, in: ders., Hg., *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009, 11-39.

30 Bernet/Gugerli, *Sputnik*, 8 f.; zur wissenschaftlichen „Lösung“ der sozialen Frage vgl. auch François Vatin, *Arbeit und Ermüdung. Entstehung und Scheitern der Psychophysiologie der Arbeit*, in: Sarasin/Tanner, *Physiologie*, 347-368, bes. 355 und 366 f.

31 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland*, Frankfurt am Main 1989, 95.

32 Henry Ford, *Mein Leben und Werk*, Leipzig 1923, 2.

33 Ford, *Leben*, 107.

34 Kracauer, *Angestellte*, 96 f. Für eine alternative Lesart Kracaurs vgl. Drehli Robnik, *Betrieb und Betrieb – Affekte der Arbeit. Bild-Werdung als Wert-Bildung im Kino*, in: Gabu Heindl, Hg., *Arbeit Zeit Raum. Bilder und Bauten der Arbeit im Postfordismus*, Wien 2008, 114-135, 116 ff.

angebote sowie durch die zunehmende Bedeutung anderer sozialer Klassen als jener des Bürgertums. Es ist deshalb bezeichnend, dass im Zentrum der kulturkritischen Debatte nun weniger der Körper des (männlichen) Bürgers stand, als die Angst vor den Auswirkungen der „Kulturindustrie“ und der „Massenmedien“, vor dem „Materialismus“ der „Konsumgesellschaft“ und vor dem Verlust der „Autorität des Vaters“³⁵, insbesondere bei den *working girls*³⁶ in den Geschäften und Büros. Mit anderen Worten: Es ging nicht mehr um die Frage nach den Auswirkungen der Industrialisierung auf das Bürgertum, sondern um die Effekte der Industrie- und Konsumgesellschaft auf die Arbeiter/innen und Angestellten.

„Betriebsamkeit“ eignet sich somit gleich in mehrfacher Hinsicht als heuristisches Instrument für das hier vorgestellte Projekt. Erstens verweist der Begriff auf die Bedeutung des Betriebs in den zeitgenössischen Debatten über die Organisation der Produktion und als Identifikationsangebot für die Arbeitenden. Gerade letzteres ist in den Quellen gut zu erkennen, wenn es etwa heißt: „Unser Chef behält uns[,] das[s] wir nicht arbeitslos werden. Das danken wir ihm mit unserer Treue.“³⁷ Zweitens erlaubt es die „Betriebsamkeit“, die (industrielle) Produktion wie auch die aufkommenden konsumgesellschaftlichen Strukturen zu fassen und ihre Verschränkungen zu beschreiben. Aufgrund seiner Verankerung im Diskurs über die Organisation der Produktion und seiner Herkunft aus dem Wortfeld des Ökonomischen weist das Konzept drittens auf die grundlegende Bedeutung der Produktion für die Konstitution von Gesellschaft hin und öffnet daher den Blick für die Frage nach ihrer Reproduktion. Im Gegensatz zu Begriffen wie dem *working girl*, denen ihre Konzeption viel zu verdanken hat, ist die „Betriebsamkeit“ viertens geeignet, die Quellentexte ungeachtet der geschlechtlichen Verortung ihrer Verfasser/innen und Adressat/innen zu untersuchen. Und schließlich ist sie auch deshalb interessant, weil sie es ermöglicht, mit Kracauer aus wissenschaftlicher Distanz auf die Angestellten zu blicken und *zugleich* in ihren Selbstbeschreibungen nach einer Entsprechung zu suchen.

Dabei zeigt sich: Emsig und fleißig waren die betriebsamen Menschen der Industrie- und Konsumgesellschaften nicht nur in den Augen des Beobachters, sondern auch in ihrer Selbstwahrnehmung. *Zum einen* findet sich in den bisher untersuchten Ego-Dokumenten von Angestellten häufig die Äußerung, dass man vor lauter Arbeit kaum mehr Zeit für etwas anderes habe: „Am Abend bin ich immer rechtschaffen müde, weil ich den ganzen Tag herumrenne und Ware zusammentrage. [...] Du wirst jetzt auch schon wieder fleißig in Deiner Bank herumschwammerln und Dich mit Deinen diver-

35 Axel Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre*, Hamburg 1995.

36 Vgl. dazu Sabine Biebl/Verena Mund/Heide Volkening, Hg., *Working Girls. Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit*, Berlin 2007.

37 RA, Mädchenberufsschule Aachen Unterstufe, Thema „Mein Arbeitsplatz“, Nr. 127.

sen Direktoren herumraufen“³⁸, schrieb der bereits erwähnte Linzer Kaufmann. Sich als arbeitsame Person zu beschreiben war zweifellos eine verbreitete Form der Selbststilisierung, der offensichtlich auch seine Lebensführung entsprach: „Erst heute komme ich dazu Dir zu schreiben, denn untertages war soviel Arbeit und abends hatte ich meine diversen Kurse.“³⁹ Auch viele Fabrikarbeiter/innen beschrieben die Arbeitsgeschwindigkeit, die Hektik und den Lärm im Betrieb. Genau wie die *business* der Angestellten im Büro war auch die *industriousness* der Arbeiter/innen an der Maschine keineswegs nur ein Grund zur Klage.⁴⁰ Viel schlimmer scheint die Langeweile empfunden worden zu sein: „Es ist oft sehr langweilig die Arbeit zu verrichten“, schrieb eine in einer Herrenwäschefabrik tätige Arbeiterin, „[d]urch die verschiedenen Arten der Stoffe und Farben der Hemden habe ich etwas Abwechslung.“⁴¹ Dies deckt sich auch mit der Feststellung Axel Schildts, dass den Westdeutschen „[a]m Anfang der 50er wie am Anfang der 1960er Jahre [...] als ihre besten Eigenschaften Fleiß, Arbeitsamkeit, Tüchtigkeit und Strebsamkeit“ gegolten hätten, „während die Akzentuierungen anderer Tugenden – Ordnungssinn, Treue, Gutmütigkeit u.a. – in den Hintergrund getreten waren.“⁴²

Zugleich wird aber deutlich, dass die Hektik auch deshalb in Kauf genommen wurde, weil sie Zwecken wie der Karriere oder dem Konsum diene oder mindestens den Lebensunterhalt der Familie garantieren sollte: „Habe [...] einen sehr schönen Verdienst und bin froh, wenn ich das selbstverdiente Geld meiner Mutter am Freitag überreichen kann“, schrieb eine „einfache Arbeiterin“ aus Aachen. Auch wenn es für sie keine eigentlichen Karrieremöglichkeiten gab, hatte sie doch immerhin Qualifikationsmöglichkeiten, wie sie stolz berichtete: „Fange morgens um 7 an, bin aber schon etwas früher da, damit, wenn es läutet ich an meinem Arbeitsplatz stehe, und sofort anfangen kann. Ich sitze an einer Maschine und habe damit eine große Verantwortung übernommen.“⁴³

Zum anderen fand, ich habe es bereits angedeutet, diese arbeitsame Betriebsamkeit in vielen Fällen in einer beachtlichen Umtriebigkeit in der „freien“ Zeit ihre Fortsetzung. Unverkennbar ist zunächst die Bedeutung von „Investitionen“ in die eigene Zukunft, wie etwa die Hinweise des Linzer Kaufmann auf die *diversen Kurse* am Abend und die Italienisch-Übungen im Krankenbett zeigen. Die bereits mehrfach zitierte Berufsschülerin meinte gar betonen zu müssen, dass „die Leser nicht nur weiterbildende Lektüre lesen [sollten], sondern ganz andere Sachen, die nichts mit ihrem Beruf zu tun haben. [...] Sie schulen zwar nicht den Geist, aber man kann dabei das Alltägliche ganz vergessen.“

38 SFN, Nachlass 108, Brief vom 13.4.1949.

39 SFN, Nachlass 108, Brief vom 27.10.1949.

40 Dies scheint möglicherweise eher die Domäne der zeitgenössischen Kulturkritik gewesen zu sein (Schildt, *Zeiten*, 324 ff.).

41 RA, Mädchenberufsschule Aachen Unterstufe, Thema „Mein Arbeitsplatz“, Nr. 148.

42 Schildt, *Zeiten*, 314.

43 RA, Mädchenberufsschule Aachen Unterstufe, Thema „Mein Arbeitsplatz“, Nr. 134; vgl. auch Bänziger, *Konsumgesellschaft*.

Nach der Arbeit über die Erholung hinaus keine weiteren Zwecke zu verfolgen, scheint für sie nicht ohne Weiteres denkbar gewesen zu sein: Dass sie auch „Abenteuerbücher“ lese, solle „nicht heißen, daß ich nur solche Dinge lese.“ Der Wunsch, Karriere zu machen, sorgte also nicht nur für eine ausgeprägte „Arbeitsmoral“, sondern prägte auch die Gestaltung des Feierabends. Daneben fanden die jungen Arbeitenden allerdings ebenso Zeit für Sport und Vereinsleben sowie für zahlreiche Konsumpraktiken: Erwähnt werden vor allem Kinobesuch und Tanz, zunehmend aber auch *Stadtbummel* und Ausflüge, gelegentlich sogar Urlaubsreisen.

Das bürgerliche Subjekt, so Rudolf M. Lüscher, sollte versuchen, sein Leben nach der Vorlage des Bildungsromans zu gestalten. Dazu bedurfte es der nicht an einen konkreten Zweck gebundenen, in einem emphatischen Sinne „freien“ Zeit. Der betriebsame Konsum ebenso wie der „Erwerb endlicher Qualifikationen, der Einstieg in eine Karriere“ in der fordistischen Freizeit hingegen, sei an eine solche „Musse nicht gebunden“ gewesen.⁴⁴ Tatsächlich scheinen etwa Reisen in (bürgerlichen) Schilderungen aus dem frühen 20. Jahrhundert, neben der Erholung und der Erfüllung gesellschaftlicher Verpflichtungen, der Selbstbildung gedient zu haben. In Urlaubsberichten von Angestellten aus den fünfziger Jahren dagegen scheint es vor allem darum gegangen zu sein, möglichst viel zu erleben: Sehenswürdigkeiten, Strand und Jungs.⁴⁵ Solche Selbstverhältnisse sollten also weder als Folge einer „Verbürgerlichung“⁴⁶ noch einer „Verflachung“⁴⁷ beschrieben werden. Zwar wurde durchaus eine Art „bürgerliches“ Körperverhältnis etabliert – ich habe einen Körper, um den ich mich kümmern muss, weil er die Grundlage meiner Produktivität/Aktivität ist –, doch ist zu berücksichtigen, dass dies in einem historischen Kontext geschah, der sich von jenem der Industrialisierungszeit in wichtigen Aspekten unterschied. Dies zeigen nur schon die in den Texten geschilderten Konsumpraktiken. Aus „klassischer“ sozialgeschichtlicher Perspektive mag man zwar anmerken, dass die tatsächlichen Konsum- und Karrieremöglichkeiten für einen Großteil der jungen Arbeiter/innen und Angestellten bis in die späten 1950er Jahre hinein eher bescheiden waren.⁴⁸ Solche Argumente sagen aber letzt-

44 Rudolf M. Lüscher, *Henry und die Krümelmonster: Versuch über den fordistischen Sozialcharakter*, Tübingen 1988, 88.

45 Vgl. Alexa Geisthövel, *Der Strand*, in: dies./Habbo Knoch, Hg., *Orte der Moderne: Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main/New York 2005, 121-130; Maren Möhring, *Working Girl Not Working. Liebe, Freizeit und Konsum in Italienfilmen der frühen Bundesrepublik*, in: Biebl/Mund/Volkering, *Girls*, 249-274.

46 Vgl. etwa Joachim Fischer, *Bürgerliche Gesellschaft. Zur analytischen Kraft der Gesellschaftstheorie*, in: Heinz Bude/ders./ Bernd Kauffmann, Hg., *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, München 2010, 203-227; kritisch aus sozialgeschichtlicher Perspektive nach wie vor Josef Mooser, *Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik*, Frankfurt am Main 1984, 229 ff.; Birgit Mahnkopf, *Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats*, Frankfurt am Main/New York 1985.

47 So argumentiert etwa Niklas Luhmann (*Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt am Main 2001, 166), dass das romantische Liebesideal im zwanzigsten Jahrhunderts zunehmend popularisiert worden sei, wobei es sich „ins Triviale“ gewendet habe. Ihres einstigen intellektuellen Anspruchs verlustig geworden, bestehe die heutige „Romantik“ hauptsächlich noch darin, Waren zu konsumieren.

48 Zum Konsum vgl. Schildt, *Zeiten*, 79 ff., 152 ff.; zur Karriere vgl. Mooser, *Arbeiterleben*, 125 ff.

lich kaum etwas über die Wirkungsmächtigkeit „konsumistischer“ und „karrieristischer“ Identifikationsangebote aus. Die bisher gesichteten Dokumente lassen vermuten, dass diese schon in der Zwischenkriegszeit nicht unbedeutend waren.

Der Hinweis auf den veränderten historischen Kontext muss aber auch insofern ernst genommen werden, als damit der These der „Nivellierung“ widersprochen werden kann: Zwischen der Bildungsreise nach Italien und der Flugreise nach Mallorca stehen nicht nur verschiedene Orte, sondern auch unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte. Gegen die beiden Thesen spricht darüber hinaus ein weiteres Argument: Von einer sozialen Gruppe getragene Vorstellungen können sich nicht unverändert durchsetzen. Im vorliegenden Fall stießen die bürgerlichen Selbst- und Körperpraktiken auf jene von Arbeiter/innen, Migrant/innen und anderen, was zu spezifischen und unvorhersehbaren Effekten führte. So argumentiert etwa Nina Verheyen, „dass individualisierte und ergebnisfixierte Leistungsorientierung nicht primär vom Bürgertum ausging und von dort in andere soziale Gruppen diffundierte. Vielmehr etablierte sie sich quer zu bestimmten Gruppen in der im ausgehenden 19. Jahrhundert entstehenden Massengesellschaft – und setzte gerade die Bürgerlichen schließlich unter Druck.“⁴⁹ Der betriebsame Mensch lässt sich also weder als verbürgerlicht beschreiben, noch stellt er einen kunstseidenen Abglanz bildungsbürgerlicher Selbstbearbeitung dar.⁵⁰

3 Emotionalisierung und Individualisierung

Wie ich bereits angedeutet habe, soll die Rede vom betriebsamen Menschen keineswegs implizieren, dass das „Nichtstun“ in den Quellen keine Rolle mehr spielen würde. Doch eignen sich offensichtlich weder die thermodynamisch inspirierten Körperkonzepte der Jahrhundertwende noch die auf die christliche Tradition zurückgehende Gegenüberstellung von *vita activa* und *vita contemplativa* – deren Reflexe in den ersteren noch sichtbar sind – als begriffliche Grundlage, um eine Geschichte der „freien“ Zeit in den Industrie- und Konsumgesellschaften des 20. Jahrhunderts zu schreiben. In dessen erster Hälfte scheinen sich vielmehr eine (konsum- und karriereorientierte) betriebsame Freizeit und ein Tagesabschnitt ausdifferenziert zu haben, den man vielleicht Intimzeit nennen könnte: die

49 Nina Verheyen, Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900, in: Merkur 66/5 (2012), 382-190, 386; für eine solche Perspektive vgl. auch Massimo Perinelli, Migration und das Ende des bürgerlichen Subjekts. Transformationen des Subjekts vom Gastarbeiterregime bis zum Diskurs des Illegalen, in: Pascal Eitler/Jens Elberfeld/Marcel Streng, Hg., Eine Zeitgeschichte des Selbst, in Vorbereitung (2013).

50 Für eine differenzierte literarische Bearbeitung dieser Thematik vgl. Irmgard Keun, Das kunstseidene Mädchen, Berlin 2001.

Zeit für „sich selbst“ und für nahe soziale Beziehungen.⁵¹ Das Aufkommen der Intimzeit steht nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Transformation der Familie zur – möglichst um eine Liebesbeziehung herum gebildeten – mittelständischen Kleinfamilie und dem damit verbundenen Prozess der Intensivierung und Emotionalisierung zwischenmenschlicher Beziehungen sowie jener Orte und Tagesabschnitte, an/in denen man als Familie zusammen ist.⁵² Die Muße ist also nicht in jeder Hinsicht ein Modus der Zeitgestaltung, den „die industrielle Produktionsweise – erst zur Anhebung der Produktivität, dann zur Anhebung des Konsumeifers – ausschaltet[e]“, wie Lüscher behauptet.⁵³ Vielmehr erhielt sie einen Platz im Rahmen der Kleinfamilie. In dieser neuen Form erst konnte sie für eine größere Zahl von Arbeitenden zum intensiv erlebten, festen Bestandteil des Alltags werden. „Die kein richtiges Heim haben“, schrieb eine Berufsschülerin über den Feierabend, „werden nicht eilen, um die kalte Wohnung zu erreichen. Aber ein Familienvater freut sich, nach des Tages Mühen in sein gemütliches Heim zu kommen. [...] Wenn der Vater die Zeitung ausgelesen hat, spielt er vielleicht noch etwas mit den Kindern, und das sind die schönsten Stunden für Vater und Kinder.“⁵⁴

Das Aufkommen der Intimzeit lässt sich auch als einer jener Prozesse beschreiben, in deren Verlauf die „autoritären“ Funktionen der Familie zugunsten „weicherer“ Formen der Subjektkonstitution in den Hintergrund traten. Dies kann mit der These verbunden werden, dass es im Lauf der vergangenen eineinhalb Jahrhunderte zu einer Abnahme von Repression und Zwang kam, während Modi indirekter Anleitung – zunächst Disziplinierung, später auch die Vermittlung von Formen der auf „Einsicht“ beruhenden oder an „eigenen“ Interessen ausgerichteten „Selbstführung“ – wichtiger wurden. In diesen Zusammenhang können auch die konsumistischen und karrieristischen Motive der Selbstbeschreibung und das emphatische, von den Gewerkschaftsspitzen bis zum Bürgertum gepredigte Lob der „Arbeitsgesellschaft“⁵⁵ gestellt werden: Sie alle sorgen dafür, dass die Arbeitenden nicht durch aufwändige disziplinarische oder gar repressive Praktiken zurück an die Arbeit gebracht

51 Bei dieser Unterscheidung handelt es sich selbstverständlich um eine Zuspitzung, die in der alltäglichen Praxis kaum so zu finden ist. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang etwa die „romantische“ Aufladung von Konsumhandlungen (vgl. dazu Eva Illouz, *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*, Frankfurt am Main/New York 2003). Mir geht es hier hauptsächlich um das Argument, dass die verschiedenen – betriebsamen wie eher „passiven“ – Praktiken Teile derselben Geschichte, der Herausbildung eines eigenständigen Zeitraums *nach der Arbeit*, darstellen.

52 Vgl. dazu Tanner, *Fabrikmahlzeit*, Kapitel 3. Zur Geschichte von Beziehungskonzeptionen am Anfang des 20. Jahrhunderts vgl. Caroline Arni, *Entzweigungen. Die Krise der Ehe um 1900*, Köln u.a. 2004; zur Geschichte der Familie nach wie vor grundlegend: Jacques Donzelot, *Die Ordnung der Familie*, Frankfurt am Main 1980; Michael Mitterauer/Reinhard Sieder, *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, 4. Auflage, München 1991.

53 Lüscher, Henry, 88.

54 RA, Handelsschule Aachen Oberstufe, Nr. 101.

55 Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 1998, 12.

werden müssen.⁵⁶ Wie der Mehrheit ihrer Zeitgenoss/innen⁵⁷ scheint es den Verfasser/innen der untersuchten Ego-Dokumente denn auch nicht an der Motivation zu arbeiten gemangelt zu haben: „Ich gehe gern Vergnügungen nach, aber einen ganzen Tag damit ausgefüllt könnte ich mir nicht vorstellen“, fasst die junge Handelsschülerin ihre Einstellung zusammen, „ich glaube, dann würden mir sogar die täglichen Arbeiten und Pflichten sehr fehlen.“

Im Vergleich zur Arbeitsmoral stellt das karrieristische Streben eine viel konkretere Form der Motivation zu arbeiten dar, die zugleich den Fokus auf die Leistungen der Einzelnen verschiebt; die Karriere steht für die je persönlichen Option, welche die Arbeitswelt bietet oder mindestens zu bieten scheint.⁵⁸ Auch der Konsum wurde im 20. Jahrhundert zu einem Ort der Distinktion und der Selbstgestaltung für breite Bevölkerungsschichten. Zur Freizeit gehörten zwar im Untersuchungszeitraum auch „angeleitete“ Aktivitäten wie die im Rahmen von Vereinen oder (anderen) Organisationen der Arbeiterbewegung organisierten Sportveranstaltungen. Die analysierten Berufsschulaufsätze machen aber deutlich, dass es sich dabei in vielen Fällen lediglich um einen Aspekt eines je persönlichen Arrangements der Freizeitgestaltung handelte: „Erholung bedeutet viel und für jeden Menschen etwas anderes“,⁵⁹ heißt es in einem Aufsatz. Etwas zugespitzt könnte man deshalb sagen, dass sich hier eine Form der Subjektkonstitution herauszubilden begann, die mittels einer Ethik der über Arbeit, Karriere, Konsum und emotionalisierte Intimbeziehungen praktizierten „Selbstverwirklichung“ funktioniert.⁶⁰ Es steht außer Frage, dass dies am Anfang des 20. Jahrhundert keineswegs für alle galt; gerade die emotionalisierenden Praktiken der Intimzeit sollten noch für lange Zeit vor allem auf die „Individualisierungsbedürfnisse“ der Männer ausgerichtet bleiben. Die bisher untersuchten Quellen belegen jedoch, dass der Einfluss der entsprechenden Vorbilder nicht unterschätzt werden sollte. Wenn die zitierte Berufsschülerin sich bemüht fühlte, das zweckfreie Lesen von Abenteuerbüchern zu rechtfertigen, verweist dies folglich nicht einfach auf die traditionelle Vorstellung, dass ein Mädchen sich für die Familie oder die Gemeinschaft aufopfern müsse, sondern steht für die zunehmend alle angehende Aufforderung, in der „freien Zeit“ auch ganz persönliche Zwecke zu verfolgen. Und das heißt immer auch: individualisierenden Körper- und Selbstpraktiken hohe Bedeutung zu geben.

56 Vgl. dazu etwa Rabinbach, Motor, 198 f. Meine bisherigen Quellenrecherchen haben in diesem Zusammenhang zur Vermutung geführt, dass auch der emphatische Arbeitsbegriff erst im zwanzigsten Jahrhundert zu breiter Wirksamkeit gelangte (Bänziger, Konsumgesellschaft). Dies gilt es jenen Stimmen entgegenzuhalten, die von einem Übergang von einer Arbeits- zu einer Konsumgesellschaft im 20. Jahrhundert ausgehen (so etwa jüngst wieder Andreas Wirsching, From Work to Consumption. Transatlantic Visions of Individuality in Modern Mass Society, in: Contemporary European History 20/1 (2011), 1-26).

57 Laut Schildt (Zeiten, 314) stimmten 1952 und 1963 nur jeweils fünfzehn Prozent der von Institut für Demoskopie Allensbach befragten Personen der These zu, dass das Leben ohne Arbeit am schönsten wäre.

58 Vgl. auch Verheyen, Druck, 388 f.

59 RA, Handelsschule Aachen Oberstufe, Thema „Nach der Arbeit“, Nr. 121.

60 Vgl. dazu auch Andreas Reckwitz, Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist 2006, bes. 55 ff.

Arbeitszeit und „freie“ Zeit erweisen sich somit als eng miteinander verschränkte Formen der Konstitution von Körpern und Subjekten, und zwar nicht nur aufgrund der reproduktiven Funktionen letzterer. Arbeit, Karriere, Konsum und intime Beziehungen fungierten vielmehr als zentrale Identitätsangebote in einer Gesellschaft, in der sich die Wertschöpfung (auch) auf die individuellen Fähigkeiten der Einzelnen, auf deren Subjektivität, zu stützen begann. Was in den Sozialwissenschaften gemeinhin als „postfordistische“ Organisationsform gesellschaftlicher Produktivität beschrieben wird,⁶¹ war folglich am Anfang des Jahrhunderts bereits angelegt, auch wenn es noch auf bestimmte Personengruppen und Handlungsfelder beschränkt blieb. Produktiv waren diese betriebsamen Menschen, weil sie arbeiteten, für Ausgleich sorgten, konsumierten, Karrieren vorbereiteten und emotionale Beziehungen unterhielten – und dies nicht einfach aufgrund von Zwang oder disziplinarischen Arrangements, sondern (auch) weil sie es „für sich“, aus eigenem Interesse taten.

61 Vgl. dazu etwa Klaus Schönberger, Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma, in: Manfred Seifert/Irene Götz/Birgit Huber, Hg., Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart, Frankfurt am Main/New York 2007, 63-96.